

Dogmatische Repetitorien.

Von Universitäts-Professor P. Albert M. Weiß O. P. in Freiburg (Schweiz).

I.

„Idem Dominus omnium“.

Während ich diese Zeilen schreibe — es ist Mai 1903 — ruft der Kampf um Bibel und Babel eine Aufregung hervor, als ob es sich um eine Entscheidungsschlacht zwischen den letzten Resten des Glaubens an den religiösen Charakter der Bibel und dem vollständigen Unglauben handelte. Und gewiß ist der Glaube an den übernatürlichen Ursprung und die Inspiration der heiligen Schrift so schwach und schwankend geworden, daß es bei Vielen, sehr Vielen nur mehr einer Kleinigkeit bedarf, um ihn gänzlich zu vernichten. Begreiflich deshalb, daß die Aufmerksamkeit der Meisten von den bisherigen inneren Fehden mehr oder minder abgelenkt ist. Wir Katholiken können diesem Streit nicht bloß mit Ruhe, sondern auch mit einer gewissen Befriedigung zusehen, denn dergleichen Vorgänge sind ein gutes Mittel, um denen aus unserer Mitte, die etwas gar zu sehr für die sogenannte moderne Bewegung eingenommen sind, die Augen zu öffnen und ihnen zu zeigen, wohin sie zuletzt führt.

Darum wollen wir die Frist, die uns der wiedererstandene Hammurabi verschafft hat, auch zu einigen Ausgrabungsarbeiten verwenden. Denn leider sind gar manche unserer kostbarsten Schätze im Laufe der Zeiten verschüttet worden, aber nicht Schätze von Basalt und Gold und von steinernen Urkunden, sondern Schätze, für die der eingeborne Sohn Gottes sein heiligstes kostbares Blut als Preis hingegeben hat, Schätze von Urkunden, die er mit dem Griffel des heiligen Geistes in unsere Herzen eingegraben hat.

Unter allen Schätzen des christlichen Glaubens ist der, den das Schicksal der Verschüttung am öftesten getroffen hat, merkwürdigerweise der Satz, den wir an die Spitze unseres Artikels gestellt haben. Schon in den ersten Zeiten der Christenheit konnten die aus dem Judentum zum Glauben bekehrten Christen nicht denken, daß der Gott, dem sie bisher gedient hatten, und dem sie die Erfüllung der Weissagungen im Messias Jesus Christus verdankten, den Heiden seine Erbarmung in gleichem Maße zuwenden könne wie ihnen. Die aus dem Heidentum stammenden Gnostiker zahlten ihnen mit gleicher Münze zurück, indem sie den Gott des Alten Testaments gegenüber dem Gott, den sie sich zurecht legten, ebenso tief herabsetzten wie die neueste Bibelfritik. In dieser traurigen Verirrung blieben die folgenden Zeiten jenen ersten gleich. Was dem beschränkten Geiste des Menschen stets am fremdesten blieb, das war die Vorstellung eines Gottes und eines Erlösers, der allen seine Erbarmung gleichmäßig zuwendet und keine Schößkinder und keine Parteilichkeit kennt. Darin zeigt sich, wie sehr dem gefallenem Menschen das Heidentum, d. h. der Egoismus und der Partikularismus in religiösen Dingen ins Blut gewachsen und wie selbstverständlich es aus seinem verdorbenen Blut entstanden ist. Nur schwer streift der Mensch die Vorstellung von einem Sonder- und Nationalgott ab. Ja, wenn sich der falsche Patriotismus der Religion als Mittel für seine Zwecke bedient, dann berückt diese Beschränktheit mitunter selbst die edelsten Geister. Die Griechen zu Pauli Zeiten waren sehr geneigt, den Vater unseres Herrn Jesus Christus für sich in Anspruch zu nehmen und die Barbaren in einen Winkel der Kirche zu verbannen, wo nicht gar aus der Kirche hinauszurufen. Die Donatisten meinten, wie Augustinus sagt, der Heiland habe genug getan, wenn er nur die Afrikaner erlöst habe. Die Deutschen haben sich seit der Reformation in den Glauben hineingeredet, der Germane bilde allein das auserwählte Volk Gottes. Die Gallikaner haben den Franzosen die gleiche Ansicht eingeimpft, und die Spanier nehmen das von sich als selbstverständlich an. Heute hat fast jedes Volk seinen Partikulargott, den es nur schwer mit einem anderen Volke teilt. Der Amerikaner duldet den Neger nicht in seiner Kirche, der Engländer betet nur ungern neben dem Irländer, der Pole rückt in der Kirche vom Deutschen weg, in gewissen Landstrichen kann es vorkommen, daß man den Deutschen vom Beichtstuhle wegweist und erklärt: Wir

brauchen unsere Kirche für unsere Landsleute. Hier heißt es wirklich: Alle sündigen und haben keinen Grund, sich vor Gott zu rühmen. (Röm. 3, 23.)

Die am meisten in diesem Stücke gesündigt haben, waren wohl die Jansenisten. Die fünfte unter den Irrlehren des Jansenismus, welche die Kirche verurteilen mußte, lautet, es sei Semipelagianismus, zu behaupten, Christus sei für alle Menschen gestorben und habe sein Blut für alle ohne Ausnahme vergossen.¹⁾ Bekanntlich hat es diese Sekte durch ihren Einfluß dahin gebracht, daß viele Künstler den Herrn am Kreuze nicht mehr mit ausgebreiteten Armen darstellten, gleichsam als wollte er die ganze Welt umfassen, sondern nur noch mit eng zusammengeschlossenen, zum Himmel emporgerichteten, nicht der Erde zugewendeten Händen. Die Darstellungen von Rubens und von Van Dyck sind jedermann bekannt.

Weil aber dies alles noch nicht Unheil genug zu sein schien, mußte zuletzt auch noch der Unterschied von Stand und von Bildung auf die Religion Einfluß gewinnen. Diese Verzerrung des Heiligen ist uralt und ewig neu und wird wohl nie ganz aussterben. Schon in den Tagen des heiligen Ambrosius und des heiligen Martinus hat der Byzantinismus einen eigenen Hof- und Magnatengott erfunden, der in seinen Anforderungen außerordentlich bescheiden und in der Beurteilung der menschlichen Fehler laxist und vergeßlich bis zum Skandal ist. Diesem blinden, stummen Gott gegenüber hat der Mensch keine Pflichten, sondern er geruht nur, dann und wann sein Morgengebet zu verrichten, den Gottesdienst mit seiner Gegenwart zu beehren und sich zum Empfang der Sakramente herabzulassen. Uebrigens findet sich dieser Schattengott nicht bloß in den Residenzstädten, sondern er zeigt sich auch unter dem Namen Honoratiorengott in seiner ganzen Ohnmacht draußen auf dem Lande im Schloß des Herrn Grafen und beim Herrn Bezirksrichter, ja er hat sich sogar demokratisiert und beweist dann dem Gemeindevorstand und dem Herrn Apotheker und der ganzen Tafelrunde am täglichen Stammtisch gegenüber in ebenso devoter Weise, daß er den Zug der Zeit versteht und auch zum Volke zu gehen weiß.

Neben diesem Herrbild Gottes steht seit alten Zeiten ein anderes Idol, das von jeher ganz proletarisch und sozialistisch, ja revolutionär dachte und handelte. Dieser Gott der Enterbten, wie

¹⁾ Denzinger; Enchiridion n. 970.

ihn die neuere Zeit getauft hat, ist den Reichen und Mächtigen ganz unverjöhlich feindselig und scheint einen Schwur darauf abgelegt zu haben, daß ihm ein Besizender und ein mit Auktorität Bekleideter nicht in seinen Himmel kommen dürfe. Dagegen hat er seine Anhänger mit unbeschränkter Vollmacht ausgerüstet, den Obern — auch den kirchlichen — das Leben sauer zu machen, ihre besten Absichten zu entstellen, alle ihre Handlungen schlecht zu finden und schlecht zu machen, von ihnen das Unmögliche zu fordern und jeden aus ihnen unbarmherzig zu verdammen, wenn er nicht alles nach dem Geschmacke derer einrichtet, die zur Ausführung seiner gutgemeinten Pläne keinen Finger rühren wollen.

In neuester Zeit hat man versucht, die Lücke, die zwischen diesen beiden feindseligen Gottheiten klappt, durch eine dritte Jammergestalt auszufüllen, durch einen Gott, der die heikle Aufgabe erfüllen soll, es den Professoren, den Gelehrten und Federhelden, den Blaustrümpfen und dem ganzen Heer der sogenannten Gebildeten recht zu machen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine übermenschliche Geschicklichkeit dazu gehört, diesen Gentleman- oder Hidalgogott mit Eigenschaften auszustatten, die ihn befähigen, Gnade vor den Augen dieser anspruch- und widerspruchsvollsten aller Menschenglassen zu finden. Nichtsdestoweniger gibt es Geister, die aus guter, aufrichtiger Absicht diese Arbeit zu ihrem Lebenswerk gemacht haben. Denn, sagt einer aus ihrer Mitte, ein aufrichtiger, christlicher Forscher, wenn es nicht gelingt, die gelehrten und die gebildeten Kreise für den Glauben wieder zu gewinnen, so ist das Christentum verloren. Will man aber diese dem Christentum günstig stimmen, so soll man es so darstellen, daß es für sie nichts Abstoßendes hat, sondern ihren Anschauungen soviel als möglich entspricht.

Nun wäre gewiß jedes Wort überflüssig, das uns erst beweisen wollte, daß auch die Gebildeten und die Gelehrten eine unsterbliche Seele haben und zu den Erlösten Jesu Christi gehören und bestimmt sind, in sein Reich einzutreten, seine Lehre anzunehmen und durch deren Erfüllung ihre Seligkeit zu finden. Aber, indem wir diese Worte aussprechen, ist auch schon das richtige Urtheil über die hier in Frage stehende Unternehmung gegeben.

Ja natürlich sind die Gebildeten auch zum Heil berufen, wie alle Menschen ohne Ausnahme, nicht weniger und nicht mehr. Gott nimmt keinen aus und hat vor keinem Scheu, denn er hat den

Kleinen gemacht wie den Großen und trägt Sorge für alle in gleicher Weise. (Weish. 6, 8.) Aber deshalb ist auch der Weg zum Heil für alle der gleiche — ohne Unterschied. Es gibt nur ein Ziel und nur einen Gott, der uns zu diesem berufen hat. Wo ein Ausgangspunkt und wo ein Endziel, da kann es auch nur einen Weg dahin geben. Es ist wahr, jeder hat seinen Beruf, d. h. seine Mittel, um sein Ziel zu erreichen. Diese ändern aber nichts am Wege, so wenig etwas daran geändert wird, ob einer den gleichen Weg zu Fuß, zu Pferd oder im Wagen zurücklegt, ob er mit Dienerschaft oder als Diener, ob er mit großem Gepäck oder mit leichtem Bündel reist. Darum sagt der Apostel: Ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mittler Jesus Christus. (1. Tim. 2, 5.) Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Leib, ein Geist, so wie ihr auch berufen seid zu einer Hoffnung unseres Berufes. (Ephes. 4, 5. 4.)

Sage niemand, das heiße auf die Gelehrten und Gebildeten nicht genügend Rücksicht nehmen. Wolle man sie in der gleichen Weise behandeln wie das ungebildete Volk, wolle man ihnen zumuten, eine Geistesnahrung zu verdauen und sich eine Auffassung vom Christentum gefallen zu lassen, die möglicherweise vor 600 Jahren annehmbar erschienen habe, die aber mit der ganzen modernen Weltanschauung im Widerspruch stehe, so heiße das ebensoviel als sie mit Gewalt aus der Kirche hinaustreiben und ihnen die Lehren der Offenbarung ungenießbar machen.

Diese Worte enthalten eine höchst bedenkliche Vermischung von zwei gänzlich verschiedenen Gedanken. Es wäre doch gewiß Zeitverschwendung, wollte man erklären, daß die katholische Lehre sowenig wie die katholische Praxis kluge Berücksichtigung des Bildungsgrades verbietet, wenn es sich nur um die äußere Form der Belehrung und der seelsorglichen Behandlung handelt. Dafür können wir uns auf Paulus berufen, der den Juden Jude, den Heiden Heide ward (1. Kor. 9, 20.), der den Kleinen Milch gab (1. Kor. 3, 2.) und den Vollkommenen feste Speise (Hebr. 5, 14). Dafür können wir mit Zuversicht allen, auch den Aposteln für die gebildete Welt, ja, ihnen am meisten, den wunderbaren Unterricht empfehlen, den Gregor der Große in seiner Pastoralregel hiefür gibt.

Gewiß ehrt sich eine Fürstin, wenn sie sich in Seelenangelegenheiten ihrem Führer mit der Einfalt eines Kindes fügt wie die heilige Elisabeth. Ist sie aber nicht so weit gefördert und läßt sie sich

nicht soweit fördern, so begreift jedermann — oft nur zu leicht und ohne Versuch, daß man sie eben als Standesperson behandeln muß. Welche Fortschritte in der Vollkommenheit sie machen wird, wenn man sie leiten muß, das Komplimentierbuch in der Hand, das freilich ist eine andere Frage oder vielmehr keine Frage.

Ebenso ist es keinem Gelehrten, und wäre er auch ein Professor der Theologie, eine Schande und ein Schaden, wenn er fleißig die Summa des heiligen Thomas und den römischen Katechismus studiert, oder auch den kleinen Katechismus, ja wohl den Katechismus der Kinder. Fühlt er sich aber von dieser Zumutung an seiner Ehre gekränkt, nun gut, so raten wir ihm Petavius und Thomassin oder Scheeben, Pesch und Heinrich zum Auswendiglernen an. Auf die äußere Form sind wir durchaus nicht veressen, wenn nur, wie der Apostel sagt, in jeder Form Christus gepredigt wird (Phil. 1, 18.), nicht ein neuer, nicht ein willkürlich ausgedachter Christus, sondern der echte, der ganze, der lebendige Christus.

Dieser Christus aber ist der nämliche, gestern wie heute und in Ewigkeit. (Hebr. 13, 8.)

Die äußere Form mag sich ändern, soweit nicht der Inhalt dadurch beeinträchtigt wird (ein Schaden, der öfter eintritt, als viele zu ahnen scheinen). Was sich aber nicht ändern kann, das ist der Gehalt des Christentums. Himmel und Erde werden vergehen, sagt der göttliche Heiland, meine Worte werden nicht vergehen. (Matth. 24, 35.) Darum wundert sich der Apostel darüber, daß sich seine Schüler so schnell haben irre machen lassen und sich einem anderen Evangelium zugewendet haben, da es doch kein anderes gibt. Einzelne Menschen, klagt er, gebe es freilich, die die Gläubigen verwirren und das Evangelium Christi zu verkehren suchen. Aber, fügt er mit furchtbarem Ernste bei, selbst wenn wir oder ein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium verkündigte, als wir euch verkündigt haben, der sei Anathema (Gal. 1, 6.—8.). Bei dieser Lehre ist er stets geblieben gleich den übrigen Aposteln. Mochten die hohen Philosophen zu Athen und Rom seine Worte zu alltäglich, zu wenig zeitgemäß, zu wenig den Anschauungen der gebildeten Welt entsprechend finden, mochten sie ihm vorhalten, sie könnten sich doch nicht die Schande antun, sich neben die Sklaven, die Weiber und die Kinder auf dieselbe Bank bei der Katechese und der Predigt zu setzen, er hatte darauf nur die Antwort: Ich schäme mich des Evan-

geliums nicht, denn es ist eine Kraft Gottes zum Heil für jeden, für jeden, sagt er, der daran glaubt.

Darauf kommt es in dieser Frage vor allem an, daß wir die Lehre der Offenbarung unter diesem doppelten Gesichtspunkte fassen, nicht als menschliche Weisheit, sondern als Kraft Gottes, und nicht als Mittel, um unseren Witz zu zeigen und mit unserer Gelehrsamkeit groß zu tun, sondern als Mittel zum Heil, das durch den Glauben angenommen und im Glauben bewahrt werden muß. So handelten die ersten Christen, und darum dankt der Apostel ohne Unterlaß dafür, daß sie die Verkündigung des Wortes Gottes aufgenommen haben nicht als Wort vom Menschen, sondern, wie es ja in der That ist, als Wort Gottes, dem es zuzuschreiben ist, daß sie gläubig geworden sind. (1. Theß. 2, 13.)

Sollen wir diese apostolischen Grundsätze bloß für die apostolischen Zeiten gelten lassen? Sollen wir uns zu der sonderbaren Auffassung bekehren, heute dürfe man sie nur noch dem gemeinen Volke vorhalten, unseren Gebildeten aber müsse man die rauhe Art des Apostels ersparen und den Glauben auf humanere und modernere Art beizubringen suchen?

Ich möchte über diesen Punkt nicht mit Paulus verhandeln, denn ich fürchte, diesmal würde er seine raueste Art hervorkehren, wo nicht gar sein Schwert umkehren. Er hätte auch ein wenig Grund dazu, denn einem Menschen wie ihm darf man nicht die Zumutung stellen, längst Gesagtes unnötig zu wiederholen. Er hat sich ja deutlich genug über diesen Gegenstand ausgesprochen. Christus, sagt er, hat mich gesandt, zu predigen, aber nicht mit Wortweisheit, damit das Kreuz Christi nicht entkräftet werde, denn das Wort vom Kreuze, Torheit für die, die verloren gehen, ist für die, die gerettet werden, Gottes Kraft. Denn weil die Welt durch ihre Weisheit Gott nicht erkannt hat, so gefiel es Gott, durch die Torheit der Predigt, die, welche glauben, selig zu machen (1. Kor. 1, 17 ff.). Darum kam ich zu euch, Brüder, nicht mit hoher Rede und Weisheit, damit euer Glaube nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft beruhe (1. Kor. 2, 1—4). So sprach der Apostel damals zu den gebildeten, heißen Griechen. Meinen wir wohl, er würde zu den Gebildeten des 20. Jahrhunderts anders sprechen? Bedürfen etwa diese der Gnade zum Heil, des Kreuzes Christi und der Kraft Gottes weniger? Bedürfen sie weniger der Rettung aus dem Sündenelend? Glauben wir ihnen diese durch

unsere Weisheit bringen zu können, da der Apostel die seinige hiezu für ungenügend betrachtete? Glauben wir durch unser Wort oder durch Zusatz weltlicher Dinge dem Kreuze Christi größere Kraft zu verschaffen, während der Apostel, der Apostel Paulus fürchtete, durch sein Wort dem Kreuze Christi die Kraft zu nehmen und das Wort Gottes zu verwässern?

Hätten wir nur einen Rest apostolischen Geistes und apostolischen Denkens bewahrt, so müßten wir fühlen, was wir dem Evangelium antun, wenn wir es mit unserem Zeitalter versehen. Es ist alles recht, was recht ist, wenn es nur am rechten Platz verwendet wird. Niemand sagt etwas gegen wahre Wissenschaft, möchte man nur mehr von ihr sehen und weniger von ihr hören! Aber was soll sie zur Zurückführung der ungläubigen Welt in den Schoß der Kirche? Sehen wir den Fall, es gelänge jemand, ein Leben Jesu zu schreiben mit demselben Aufgebot der Gelehrsamkeit, mit der uns Schürer das Zeitalter Jesu Christi beschrieben hat. Sicher wäre das eine Aufgabe, die der Wissenschaft alle Ehre machte. Nun fragen wir aber: Kann sich jemand denken, daß dadurch auch nur einer zum Glauben an die Gottheit des Herrn werde gebracht werden? Wir haben ja verschiedene Werke dieser Art, die sich immerhin mit Ehren können sehen lassen, Werke, die dem Glauben den Weg bahnen können, weil sie, fast möchte man sagen zum Glück, nicht gar so unmäßig gelehrt sind und weil sie, was die Hauptsache ist, das Wort und die Lehre des Evangeliums in buchstäblicher Treue wiedergeben. Gesezt aber, es ist einer durch deren Lesung willig zum Glauben gestimmt, was wird er wohl tun oder was werden wir ihm raten? Sicher geben wir ihm das Evangelium selber in die Hand. Und gewiß, in dessen Schlichtheit wird er die Kraft Gottes erkennen und den Glauben selber finden. Und so ist es mit allen dogmatischen und apologetischen Werken. Sie sind zweifellos nützlich, um viele Vorurteile zu zerstören, um den Irrenden mit einer gewissen Achtung vor der Offenbarung zu erfüllen. Ist aber einer bis dahin gelangt, so ist es immer das beste, ihm einen Katechismus zu geben, länger oder kürzer, einfach oder mit Erklärungen, am allerbesten so einfach als möglich.

Denn die Hauptsache, auf die es ankommt, ist, den Verstand gefangen zu nehmen unter den Gehorsam gegen Christus. (2. Kor. 10, 5.) Dazu reicht keine menschliche Weisheit aus. Der Glaube bleibt stets, wie der Apostel sagt, ein Opfer und eine That des Gehorsams, oder

wie das Griechische hat, ein Gottesdienst. (Phil. 2, 17.). Diese Worte sind doch furchtbar tief und ernst und geben uns schwer zu denken über unsere Geistesrichtung. Wer faßt den Glauben noch in diesem Lichte auf? Sind wir denn alle Pelagianer geworden, die am Herrn nur den Lehrer sehen? Nein, wir stehen noch unter ihnen. Sie haben doch noch die Gnade seines Beispieles hervorgehoben. Wir aber schweigen auch von diesem und setzen die moderne Wissenschaft, setzen unser arm-seliges Wissen an die Stelle seines nicht mehr zeitgemäßen Wortes. Wahrhaftig, wenn der edle Faber zu seiner Zeit klagte, die ganze Luft sei pelagianisch, so dürften wir uns heute beinahe glücklich schätzen, falls sie wenigstens das noch wäre. Immer nur Bildung, immer nur Wissenschaft, immer nur Ausleerung und Verwässerung des göttlichen Wortes, der Väterlehre, der alten erprobten kirchlichen Wissenschaft, immer nur Abschwörung des Glaubensgehaltes, einige Zitate aus ungläubigen Schriftstellern, einige Brocken unserer eigenen dürren Gelehrsamkeit, und damit fertig! Und dadurch meinen wir die Welt eher zum Gehorsam des Glaubens, zum Opfer des Glaubens, zum Gottesdienst des Glaubens zu bringen? Und dadurch denken wir die armen, von der Sünde gefangenen Herzen dem Heile zugänglich zu machen? Und dadurch hoffen wir die Kraft Gottes, die übernatürliche Gnade zu ersetzen, ohne die der Wille nicht die Kraft findet, den Verstand zur Unterwerfung unter die Torheit des Kreuzes zu bewegen? Ist das nicht ein Verbrechen gegen das Wort Gottes, ein Verbrechen gegen den Glauben, ein Verbrechen gegen die Menschen, die wir damit um die Kraft Gottes betrügen?

Ja, das Verbrechen richtet sich ganz besonders gegen jene, die man auf diesem Wege zum Glauben zu führen vermeint. Wir zweifeln nicht im mindesten daran, daß es die beste Absicht ist, welche diesen Gedanken eingegeben hat. Aber die gute Meinung rechtfertigt nicht das verkehrte Mittel. Das Mittel aber, das hier vorgeschlagen wird, benachtheiligt die, welche gerettet werden sollen, schwer an ihrem Seelenheil. Es ist schon von allem Anfang eine große Gefahr für die sogenannten Gebildeten, wenn man für sie eine Ausnahmestellung schaffen will. Ueberall geschmeichelt und verwöhnt, von der Not des gemeinen Lebens verschont, dem Druck enthoben, den die gewöhnlichen Menschen überall fühlen müssen, sind sie nur zu leicht der Gefahr ausgesetzt, sich für etwas Besseres zu halten als das niedrige, ungebildete Volk. (Ps. 72, 5.). Und nun will man ihnen sogar in Dingen des Heiles

das Zugeständnis machen, daß der gemeine Glaube der Massen ihnen nicht zugemutet werden dürfe! Da es aber nur einen Glauben gibt, so betrügt man sie dann erst noch um diesen selber. Möchten doch die, die von der Gewinnung der gebildeten Kreise auf wissenschaftlichem Wege reden, möchten sie einmal die Natur des Glaubens studieren! Soll denn wirklich der Glaube wieder nach dem Vorgang des Hermes erzeugt oder vielmehr zerstört werden? Was ist denn jener angeblich auf wissenschaftlichem Wege hervorgerufene Glaube anderes als das gerade Gegenteil vom theologischen Glauben, nicht ein übernatürlicher Gehorsam gegen Gott, sondern ein rein natürlicher Verstandesprozeß? Im besten Falle glaubt also einer, der diesen Führern folgt, er habe den Glauben gefunden, und er hat ihn erst recht verloren. Nein, das ist nicht Gewinnung der Gebildeten für den Glauben, sondern Ausschließung vom Heil, nicht Barmherzigkeit gegen die Gelehrten, sondern Grausamkeit gegen sie. Gerade ihnen müssen die Grundsätze, die hier in Frage kommen, mehr eingeprägt werden als dem gewöhnlichen Volk. Diesem predigt die Not des Lebens oder die Untwürdigkeit und der Gehorsam. Die Armen sind leicht empfänglich für den Gedanken, daß ihnen muß geholfen werden, da sie sich selber nicht helfen können. Jeine aber brauchen viel, bis sie dahin kommen, daß sie ihren Geist im Gehorsam unter das Joch Gottes beugen. Wenn man ihnen aber die Vorstellung beibringt, sie könnten das Wort Gottes selber meistern, statt an ihm ihren Meister zu erkennen, raubt man ihnen nicht damit den einzigen Weg zum Heil? Und stößt man sie nicht ins Verderben, wenn man ihnen nicht noch weit nachdrücklicher als den nach Erlösung seufzenden Sklaven die Wahrheit einprägt, die Paulus immer und immer betont, die furchtbare Wahrheit, daß wir alle, alle ohne Ausnahme verloren sind ohne die Gnade Gottes, daß wir alle, alle ohne Ausnahme Rettung brauchen, daß sich keiner, keiner selber retten kann, nicht durch seine eigene Tugend, und noch weniger durch seine Wissenschaft, daß wir keine Rettung haben außer im Kreuze Jesu Christi und in all den Opfern und in all den Verdemütigungen, die vom Kreuze unzertrennlich sind? O wie schal ist unser eigenes Leben, wie inhaltsleer unser Glaube geworden, wie sehr betrügen wir uns, wie sehr betrügen wir die Welt, da wir unsere Auffassung von den Dingen des Heiles nicht mehr aus dem Worte Gottes beziehen, sondern aus dem seichten und leeren Gerede der modernen Welt. Daher diese abergläubische Furcht vor der modernen

Wissenschaft, weil wir selber auf den Glauben kein richtiges Vertrauen mehr haben. Daher das Bestreben, durch äußerliche, wissenschaftliche Zutaten das Evangelium annehmbar zu machen, weil wir selber keinen Geschmack mehr daran finden, seitdem uns dessen Geist fremd geworden ist. Daher die Krankheit, das Gebiet der Offenbarungswahrheiten einzuschränken, die Last des Dogmas zu erleichtern, die Menschen zum Glauben dadurch zu führen, daß wir sagen, sie hätten ja eigentlich doch nichts zu glauben, was ihnen die Wissenschaft nicht bereits gesagt habe, daher, weil wir selber den Glauben als Last empfinden. Daher die unchristliche Rede, das Christentum brauche die Gebildeten, wenn es fortleben wolle, es müsse sich den Anschauungen der Zeit anbequemen, wenn es noch Bekenner finden wolle, daher, weil wir selber nicht mehr auf das Wohlgefallen Gottes sehen, sondern um die Gunst der Zeit und der Welt buhlen.

Das alles ist eine große Gefahr für die christliche Gesellschaft. Ob die Gebildeten und Gelehrten dadurch für das Christentum gewonnen werden, das ist mehr als zweifelhaft. Raum zweifelhaft ist aber, daß das christliche Volk, das dem Christentum bisher noch treu geblieben ist, dadurch geärgert und irre gemacht wird. Ist es einmal daran, daß man offen sagt, die Gebildeten brauchten es mit der buchstäblichen Auffassung vom Worte Gottes, mit dem Köhlerglauben des Volkes, wie man sich auszudrücken pflegt, nicht so genau zu nehmen, so wird sich das Volk auch daraus seine Nutzenanwendung machen. Es macht sie ja bereits, die Sozialdemokratie sorgt nach Kräften dafür. Bisher hat die katholische Kirche noch immer ihren Stolz und den Beweis für die Fortdauer des echten Geistes Jesu Christi in ihrem Schoße darin gefunden, daß sie mit ihm sagen konnte: Den Armen wird das Evangelium verkündet. (Matth. 11, 5.). Sollen wir von jetzt an den Armen unsere Kirchen verschließen oder doch so predigen, daß die Kleinen hinausgetrieben werden, weil sie sich sagen, das sei für sie nicht mehr berechnet, indes die hohen Geister, die wir unserer Sorgfalt allein für würdig erachten, doch keinen Fuß in die Kirche setzen? Oder wollen wir besondere Kirchen, besondere Gottesdienste, besondere Predigten einrichten und in den Zeitungen ausschreiben: Um 8 Uhr Predigt für die Ungebildeten, um 12 Uhr modern-wissenschaftlicher Vortrag über die Ergebnisse der Keilschriftforschung für die Hochgebildeten? In der Literatur sind wir ja schon auf dem besten Weg zu dieser Zweiteilung. Im Katechismus und in der biblischen

Geschichte reden wir von der allgemeinen Sündflut, von den fünf Büchern Moses, von Tobias und Jonas, in gelehrten Werken erklären wir Jonas, Tobias und Judith als fabelhafte, mythologische Personifikationen, sprechen dem Moses jeden Buchstaben ab, machen uns lustig über die Erzählung von der Sprachverwirrung, reden von vornoachitischen Sprachbildungen, forschen nach Präadamiten in den Hünengräbern und machen dem Darwinismus jedes gewünschte Zugeständnis.

Aber dahin muß es kommen, wenn nicht mehr das ewig unabänderliche Wort Gottes der Leitstern für unser Denken ist, sondern die ewig wechselnde öffentliche Meinung, oder wie wir lieber sagen, die menschliche Wissenschaft. Dann zerfällt alles in Stücke, die Menschheit, die Bibel, der Glaube, ja zuletzt Gott selber. Dann kommen wir notgedrungen dazu, einen Gott zu ersinnen, dem die Kleinen und die Armen in Furcht und Zittern dienen, einen Gott, den sie zu beleidigen fürchten, wenn sie nur ein unrechtes Wort sprechen, einen freien Blick tun, eine unlautere Begierde aufkommen lassen, einen Gott, den sie in ihrer Gewissenhaftigkeit oft schon auf ewig zu verlieren glauben, wenn sie nur einen Zweifel an einer Glaubenswahrheit haben aufkommen lassen, und auf der anderen Seite einen Gott, an dessen Wort die gelehrten Herren kaum einen vernünftigen Sinn finden, einen Gott, der ihnen als heilige Schrift vorlegt, was ungeschickte Abschreiber aus heidnischen Mythologien zusammengestoppelt haben, einen Gott, der ihnen nichts als schwere Sünde anrechnen darf, solange sie ihm nicht mit der Faust ins Gesicht schlagen, einen Gott, der nur die Kinder mit der Drohung von ewigen Strafen schreckt, da doch jeder Gebildete weiß, daß er sich drüben ganz gut noch befehren kann, wenn es ihm in der Hölle einmal nicht mehr gefallen sollte.

Fürwahr, es ist Zeit, daß wir wieder einlenken und zurückkehren zum alten, vergessenen Gott unserer vergessenen, geschmähten Väter, zu dem einen Gott und Vater aller, der da ist über alle und durch alles und in uns allen. (Ephes. 4, 6.). Dieser eine Gott kennt kein Ansehen der Person, (Ephes. 6, 9.) vor ihm ist kein Unterschied. Alle sind vor ihm Sünder, alle ermangeln des Ruhmes vor ihm. Alle werden vor ihm gerechtfertigt ohne Verdienst, einzig durch seine Gnade und durch die Erlösung, die uns Jesus Christus gebracht hat in seinem Blut. Alle erlangen Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, nur durch den Glauben an Jesus Christum. (Röm. 3, 22.—24.) Diesen Glauben

müssen alle gleichmäßig im Herzen haben, gleichmäßig mit dem Munde bekennen, wenn sie selig werden wollen. Wer so glaubt, der wird nicht zu Schanden werden, denn einer und derselbe ist der Herr für alle, die ihn anrufen. (Röm. 10, 10.—12)

Zur Berechnung der 70 Wochen Daniels.

Von Johann Raška, em. Prof. in Budweis.

Die genaue Uebereinstimmung der Prophetie Daniels über die siebenzig Jahrwochen mit der Geschichte kann nur dann dargetan werden, wenn vorerst das Sterbejahr, und weil dieses vom Geburtsjahre abhängt, auch das Geburtsjahr Jesu Christi feststeht. Wir zählen nun freilich mehr als 1900 Jahre seit der Geburt Jesu Christi, und trotzdem sind die Gelehrten noch immer nicht darüber einig, in welchem Jahre Christus der Herr geboren wurde, und in welchem Jahre er starb. Der Grund hievon ist der, daß man die Tradition über das Geburtsjahr Christi unrichtig deutete und in Folge dessen selbe auch nicht gehörig beachtete.

Die ältesten Väter berichten, Christus sei im 41. beziehungsweise 42. Regierungsjahre des Kaisers Augustus geboren worden. So sagt Tertullian (adv. Judaeos c. 8): *Nam omnes anni imperii Augusti fuerunt anni quinquaginta sex. Videmus autem, quoniam quadragesimo et primo anno imperii Augusti, quo (qui) post mortem Cleopatrae imperavit, nascitur Christus. Et supervixit idem Augustus, ex quo nascitur Christus, annis quindecim.* — Dasselbe sagt auch Hieronymus (in c. 2. Isaiae): *Veteres revolvamus historias et inveniemus, usque ad vicesimum octavum annum Caesaris Augusti (cuius quadragesimo primo anno Christus natus est in Judaea), in toto orbe terrarum fuisse discordias etc.* — Und schon bei Jrenäus (adv. haer. III, 25) lesen wir: *Natus est Dominus noster circa primum et quadragesimum annum Augusti imperii.* — Die griechischen Väter nennen erst das 42. Regierungsjahr des Augustus als Geburtsjahr Christi, weil das bürgerliche Jahr der Orientalen schon im Herbst, also ein halbes Jahr früher begann als das Jahr der Römer, welche ihre bürgerlichen Jahre nach den Jahren der Stadt von Frühjahr zu Frühjahr zählten, weil sie dafürhielten, daß die Stadt Rom im Frühjahr (weil am 21. April) gegründet worden sei. So erzählt Eusebius (histor. eccl. I, 5): *„Igitur secundo et quadragesimo imperii Caesaris Augusti anno, ab Aegypto vero subjugata et Antonii vel Cleopatrae interitu, in quam novissima Ptolemaeorum apud Aegyptum regna occiderant, octavo et vigesimo anno Dominus et Salvator noster Jesus Christus prima asscriptione census, Cyrenio Syriae praesidente, in Bethlehem*